

strators *Josef Vrana* für diese Organisation, die sicher nicht dem Wohl der Kirche dient und nur eine kleine Gruppe überzeugter Anhänger hat, die es jedoch verstehen, Vrana als Paradeferd der Priestervereinigung herauszustellen. Dies ist eines der innerkirchlichen Hauptübel am derzeitigen Zustand der Kirche in der ČSSR.

Ungewisse Zukunft

Für Anfang November 1979 waren wiederum Gespräche zwischen dem Heiligen Stuhl und der Prager Regierung erwartet worden. Sie kamen damals wegen der Versammlung der Kardinäle nicht zustande, sollten aber noch vor Ende 1979 beginnen. Angesichts der Starrheit der Prager Regierung und der Ereignisse am 10. September 1979 ist die Atmosphäre dafür nicht günstig. Der für Kirchenfragen zuständige tschechische Kulturminister *Klusák* erwähnte wohl in seiner Rede auf dem Zweiten Kongreß des tschechischen Landesverbandes der Priestervereinigung „*Pacem in terris*“ anfangs Oktober 1979 auch die Bereitschaft, Fragen des beiderseitigen Verhältnisses zwischen Kirche und Staat in einem offenen Gespräch zu lösen, aber er fügte hinzu: „Unser Standpunkt zu solchen Verhandlungen ist bekannt.“ Dieses starre Verhalten auf der bisherigen Position läßt eine Hoffnung auf weitere Schritte zu einer Besserung der kirchenpolitischen Lage in der

ČSSR nicht aufkommen. Und noch deutlicher wurde eine Woche später der slowakische Kulturminister *Válek* auf dem Zweiten Kongreß des slowakischen Landesverbandes, als er sogar eine Entwicklung, wie sie sich gegenwärtig in Ungarn abzeichnet, eindeutig ablehnte. Die kirchenpolitische Leitlinie scheint demnach unverändert zu sein: kein Nachgeben dort, wo dadurch die Position der Kirche gestärkt werden könnte, Kompromisse dort, wo der Vorteil der Partei offenkundig ist.

Der Würgegriff am Leben der Kirche wird sich demnach in absehbarer Zukunft kaum lockern; die Gläubigen bleiben den repressiven Maßnahmen von Staatspolizei und Kirchensekretären ausgesetzt. Aber es hat nicht den Anschein, daß sie ihren Kampf um wirkliche Glaubensfreiheit aufgeben, auch wenn ihre Anzahl noch abnehmen wird. „Partisanen sind notwendig“, so kann man gelegentlich hören. Diese letztlich mehr als ungute Entwicklung hat die Partei- und Staatsführung durch ihr widerrechtliches Vorgehen gegen Glauben und Gläubige voll selbst zu verantworten. Es ist nicht einzusehen, wieso es selbst für ein Regime, wie das der ČSSR, irgendeinen vernünftigen Grund geben sollte, den Status der Kirche und der Gläubigen im Lande fast auf die Lage herunterzudrücken, in der die Religionsgemeinschaften im maoistischen China der Kulturrevolution sich befanden.

Jozef Nechluby

Interview

„Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn“

Ein Gespräch mit Walter Dirks

Walter Dirks, Professor h. c., Dr. theol. h. c., als der Mit-herausgeber der „Frankfurter Hefte“ und Autor zahlloser Rundfunk- und Zeitungsbeiträge noch im Alter von 79 Jahren intensiv publizistisch tätig, gehört zu den bekanntesten Publizisten des deutschen Sprachraumes und zugleich zu den ganz wenigen, die an theologisch-religiöser wie politisch-gesellschaftlicher Auseinandersetzung mit gleicher Leidenschaft teilnehmen. Wir sprachen mit ihm über diese beiden Bereiche als Raum von Lebens-, Glaubens- und Zeiterfahrung, wobei sich Biographisches und Sachprobleme zum Teil spontan, zum Teil mit Absicht mischten. Die Fragen stellte D. A. Seeber.

HK: Herr Dirks, mehr als das Leben anderer Publizisten spielt sich das Ihre in der Spannung zwischen christlicher Existenz und politischer Auseinandersetzung ab. Haben Sie das jemals bedauert?

Dirks: Nein, aber ich halte das nicht für eine persönliche Eigentümlichkeit. Es gehört zur Signatur unserer Zeit, daß man das Samaritergleichnis nicht nur ins Private wenden darf, sondern es ins Politische ausziehen muß. Dem Öl und dem Wein und dem Transport in die Herberge und der Geldgabe an den Herbergswirt müßte ja, sobald die Zeit dafür gekommen wäre, logisch folgen, daß mindestens die beiden, der Jude und der Samariter, aber auch andere „Interessenten“ überlegen müssen, wie man dem Räuberunwesen zwischen Jerusalem und Jericho ein Ende machen kann. Schon dadurch beginnt man in politische Strukturen hineinzukommen. Mir scheint heute die Politik als „Liebeshilfe“, als nicht nur solidarischer Akt ganz wesentlich zur christlichen Existenz zu gehören. Wer versucht, ein Christ zu sein, darf dem, der seiner Politik so ernsthaft bedürftig ist wie der Hungernde des Brotes, diese Politik nicht versagen. Deshalb gehören die beiden

Dimensionen nicht nur für mich, sondern für die Christenheit wesentlich zusammen.

HK: Ihr Reden und Tun ist durchgehend gekennzeichnet durch die Verbindung von Christentum und Sozialismus. Wie grundlegend ist dabei für Sie der Marxismus? Und von welcher Quelle speist sich eigentlich diese Option?

Dirks: Ich stehe in der philosophischen Tradition des Katholizismus, vor allem in der von Thomas von Aquin, der das Gemeineigentum höher eingeschätzt hat als das Privateigentum. Das hatte ich schon auf der Schule begierig gelernt. Von meiner Mutter hörte ich als Kind den Satz: „Da hängt diese ganze Stadt vom Phönix ab, und da bilden sich die Herren ein, er sei Privateigentum.“ In den Jahren kurz nach dem Krieg, als ich 20 war, haben Brauer, Steinbüchel und andere diesen „Sozialismus als sittliche Idee“ durch eine Analyse der damaligen Sozialstruktur begründet. Einige Jahre später, durch die Lektüre der Frühschriften von Karl Marx, bekam diese sozialistische Option marxistische Züge, ohne daß ich ein kompletter Marxist geworden wäre. Mich hat besonders beeindruckt, daß Marx der erste Denker gewesen ist, der von der Existenz des Proletariats aus gedacht, sein Weltbild entworfen hat. Das schien mir dem Christentum näher zu stehen als das bürgerliche Denken, als ein Denken also, das von der Existenz des Bürgers aus entworfen ist – und das kann man vom ganzen neuzeitlichen Denken sagen.

„Ich bemühe mich um den heißen Kern des Christentums“

HK: Ist für Ihr Verständnis von Politik nicht in erster Linie grundlegend die Idee der Solidarität? Und fußt diese nicht eigentlich stärker im religiösen Gut der Bergpredigt als in marxistischer Dialektik?

Dirks: Mein Grundmotiv ist tatsächlich wahrscheinlich das Mitleid gewesen, die Teilnahme für den Schwachen, für den Entwürdigten. Das kann man natürlich ebenso sehr biologisch-human sehen, eben vom Mitleid aus, geradezu „sentimental“, wie man es christlich sehen kann, in Dekkung mit der Bergpredigt. Und Solidarität ist übrigens auch originär marxistisch! Da bestärkt einander sehr viel: vital, christlich, marxistisch.

HK: Herr Dirks, Sie bezeichnen sich selbst als Kämpfer zwischen den Fronten. Aber hinkt dieser Vergleich nicht? Kämpfer zwischen den Fronten gehen meist zugrunde, oder sie kämpfen nicht. Ist Ihr Geschäft nicht eigentlich doch das der Vermittlung bzw. das des Vermittlers, der gegensätzliche Positionen zusammenführen will oder in sich zusammenführt?

Dirks: Dem kann ich zustimmen. Vermittlung liegt meinem irenischen, sanguinischen Temperament. Ich möchte Ihre These aber auch auf meinen Beruf beziehen. Ich sehe ihn, den Journalismus, durch zwei gegensätzliche Grundmotive charakterisiert. Der eine ist in der Tat „Kritik“.

Seit den französischen Moralisten gibt es einen besonderen Stand, einen Stand von „Besserwissern“, von Leuten, die nicht eingesetzt und legitimiert sind von Gott, vom Papst oder vom König, sondern die sich auf Grund eigener Entscheidung einmischen. Ihre Phantasie wird angeregt durch Zustände, die nicht sein sollten; in die mischt er sich ein.

HK: Wenn ich unterbrechen darf: Das ist also ein Plädoyer für einen kritischen Journalismus als Lebensaufgabe, in dessen Dienst Ihr politisches Weltbild und auch Ihr christliches Menschenbild steht?

Dirks: Ja. Die wahre „Ausgewogenheit“ besteht nicht darin, daß die Hälfte der Journalisten oder die Hälfte des Rundfunkprogramms affirmativ ist, die andere Hälfte kritisch; sie besteht vielmehr darin, daß es auf der einen Seite sehr real die Macht gibt, vielfältig, mit den Chancen der Macht, dem Charme der Macht, dem Geld der Macht, der Macht der Macht – und ihr steht die Macht des machtlosen Wortes kritisch gegenüber. Das wiegt einander auf. – Das wäre die eine Funktion; die andere ist tatsächlich Vermittlung. Die Welt ist so kompliziert geworden, daß man Argumente aus sämtlichen Disziplinen kombinieren muß, um zur Bildung eines gesellschaftlichen Bewußtseins eine hilfreiche Aussage machen zu können. Diese Vermittlung, die alle speziellen Zuständigkeiten und auch die Einzelinteressen zu übersteigen sucht, hat gewiß dasselbe Gewicht wie die Kritik.

HK: Mit dem Kämpfer zwischen den Fronten verbindet sich auch der Titel Außenseiter, aber Vermittler sind jedenfalls in der Sache, die sie vermitteln, nie Außenseiter.

Dirks: Darüber kann man natürlich streiten; je nachdem, auf welchen Mittelpunkt man sich bezieht, bin ich ein Außenseiter oder nicht. Ich bin es im organisierten Katholizismus, wie ihn etwa Bernhard Hanssler verstanden hat. Wenn man die Frage auf den Glauben und die Kirche bezieht, hoffe ich, ein Insider zu sein. Ich bemühe mich jedenfalls um die Mitte des Ereignisses des Christentums, um seinen heißen Kern und nicht um irgendeine Randposition.

HK: Die Theologie hat Walter Dirks von Anfang an begleitet und seit seinen theologischen Semestern in Paderborn eigentlich nie losgelassen. Und sein theologisches Engagement ist, solange wir ihn kennen, ebenso geistlich und sakramental geprägt, wie es kirchenkritisch ist. Bei aller Kirchenkritik bringen Sie das christliche Heilsgeschehen bzw. Heilsverständnis in einem ganz original theologischen Sinne fast unkompliziert zum Ausdruck. Trotz starker Gesellschaftsbezogenheit ist, so scheint es, von „Horizontalismus“ nichts zu spüren.

Dirks: Wenn das so ist, dann aus zwei Gründen. Einmal, weil ich die andere Dimension „brauche“. (Ich nenne sie allerdings ungern die „vertikale“.) Ich komme ohne sie nicht aus; ich brauche sie, um leben zu können. Ich brauche vor allem Gott als Adressaten eines Dankes, der über die Dankspflicht gegenüber den Mitmenschen weit hinausgeht, und als Adressaten einer Buße, die gleichfalls weit

über die zwischenmenschliche Buße hinausweist. Bin ich ein homo metaphysicus? Jedenfalls bedarf ich eines Gottes, der mich tröstet, eines Gottes, der mich befreit, erlöst, eines Gottes, an dem ich mich halten kann. Die andere Antwort: Ich habe immer in gewisser Unbefangenheit in der Praxis des römischen Katholizismus gelebt – in der Ortsgemeinde. (Deshalb wohl hat man mich nicht zum Märtyrer des „Linkskatholizismus“ gemacht, sondern mir Narrenfreiheit geschenkt.)

„Das Christentum zwingt uns so intensiv nach außen zu gehen, daß wir entsprechend intensiv auch nach innen gehen müssen“

HK: Dank, Vergebung, Buße; das sind christliche Grundkategorien. Besteht nicht gerade hier gegenwärtig ein akutes Defizit?

Dirks: Ja, ich empfinde dieses Defizit sehr. Es ist fast noch schlimmer als das politische Defizit im christlichen Bewußtsein. Das Christentum (oder Jesus von Nazaret) zwingt uns in der heutigen Gesellschaft dazu, so intensiv nach außen zu gehen, daß wir entsprechend intensiv auch nach innen gehen müssen, aufs Gebet, den Kult, die Meditation, die Stille zu. Sonst können wir am Ende die Sache selbst, um die es geht, verfehlen.

HK: Kann man das als Substanz Ihrer „Antwort der Mönche“ festhalten?

Dirks: Ja, die Mönche vertreten da sozusagen den Gang nach innen und die Verwirklichung dessen, was von der Bergpredigt in einer besonderen Weise ausgeht: durch die Räte. Allerdings habe ich eher ein Buch über „die Antwort“ als eines über die „Mönche“ geschrieben. Deren „Räte“, die Appelle der Bergpredigt, und die Antworten, welche die Mönche darauf gegeben haben, sind für mich in erster Linie gar nichts Mönchisches, sondern „Rufe“ in ein radikal christliches Leben. Sie gehen den Weltchristen zwar auf andere Weise an, aber genausoviel.

HK: Sie sind entscheidend von der Weimarer Zeit politisch wie theologisch sowohl als Redakteur der Rhein-Mainschen-Volkszeitung geprägt worden wie in Ihrer Herkunft vom Quickborn und von Romano Guardini. Weniger bekannt ist die zweite Grundfigur, die Ihren Weg, speziell in der Weimarer Zeit begleitet hat: Ernst Michel . . .

Dirks: In dieser Zeit haben mich in der Tat Guardini und Michel am meisten beeinflusst. (Zu Michel würde ich ergänzend noch Steinbüchel hinzusetzen: sein Einfluß hatte für mich ein fast gleiches Gewicht.) Aber die beiden mochten sich gar nicht besonders. Guardini hat Michel gelten lassen, sich aber kaum mit ihm beschäftigt, und Michel selbst hielt Guardini für einen „Sinndeuter“, der den Katholizismus nur edel interpretierte, statt ihn an der Wurzel christlich in Frage zu stellen. Es war gar nicht

schön, daß meine Vaterfiguren – die allerdings keineswegs eine volle Generation älter waren – einander so fremd waren. Am Ende hatte ich beider Positionen auf einen, auf meinen Nenner zu bringen. Vielleicht hat mir das geholfen, selbständig zu werden.

HK: Ihr Verhältnis zum Nachkriegsdeutschland, vor allem zu dem Adenauerscher Prägung, ist abwehrend bis polemisch. Gaben dafür Enttäuschungen des Anfangs den Ausschlag?

Dirks: Wir haben uns in der Tat in der Hoffnung auf die „Gnade der Stunde Null“ gegen den Ausdruck „Wiederaufbau“ gewehrt: wir wollten neu aufbauen.

HK: War das nicht ein zu „platonisches“ Gemeinwesen, was Ihnen und Ihren Freunden damals vorschwebte? Unterschätzten Sie damals nicht die humane Dynamik der Marktwirtschaft, die nicht nur Wohlstand schafft, sondern über das Ökonomische hinaus schöpferischen Kräften nicht nur Raum gibt, sondern solche auch freisetzt?

Dirks: Aber der Kapitalismus war von 1945 bis 48 nicht existent! Die Betriebe waren ohne Herren. Sie wurden mit Hilfe der Besatzungsmächte von Verwaltungsleuten und Ingenieuren sowie von den Belegschaften und Gewerkschaften aufgebaut. Es gab keine Kapitalisten mit kapitalistischen Impulsen, gefährlichen oder schöpferischen. Doch hätten wir früher entdecken müssen, daß vor allem die Amerikaner ihre ganze Macht einsetzten, um in diesen Jahren eine neue Basis zu schaffen. Im übrigen kann ich mir kreative Leistungen auch außerhalb des Impulses zur Maximierung von Gewinnen vorstellen.

„Ich kann mich nicht zum Anwalt eines bestimmten Systems machen“

HK: Den Kapitalismus gibt es – wenigstens bei uns – auch heute nicht. Ist der Sozialismus realisierbar, den Sie meinen?

Dirks: Wenn ich mich zum Sozialismus bekenne, dann zum „Dritten Weg“ zwischen Kapitalismus und Staatskollektivismus. Auf diesem Wege sind eine Vielzahl von Modellen denkbar. Und wir leben, insofern haben Sie sicher recht, selbst in einem solchen Modell: wir haben ja unter anderem die Bundesbahn und die Bundespost sozialisiert, dazu mit Vorliebe auch potentielle Verluste des großen Kapitals. Profit- und Gewinnmaximierung sollten nicht solche Wirtschaftsentscheidungen bestimmen dürfen, die für die Allgemeinheit von entscheidender Wichtigkeit sind. Sie sollten einerseits „von oben“, vom Ganzen her, andererseits „von unten“ bestimmt werden. Ich kann mich aber nicht zum Anwalt eines bestimmten Systems machen. Wir sind ja unterwegs. Sozialismus ist nicht ein fixiertes System, sondern eine Vision, die den Weg weist, ein realutopisches Ziel.

HK: Bleibt dann aber nicht bloß eine vage Utopie, eine ferne Normvorstellung davon, wie es sein könnte oder eigentlich sein müßte?

Dirks: In der Dialektik der Geschichte schallt es immer anders aus dem Wald heraus, als man hineingerufen hat. Wenn man mich „vage“ fragt: „Wie sieht Ihr Sozialismus aus“, kann ich nur antworten: „Ich weiß es nicht – noch nicht.“

HK: Sie haben gelegentlich ebenso Verachtung der Sozialdemokratie wie der christlichen Demokraten geäußert, wengleich Sie selbst einmal bei der CDU, bei der Frankfurter CDU von 1945, angefangen haben, wenn das für Sie nach eigenem Zeugnis auch nur ein „umwegiger Weg zum Sozialismus“ war. Äußert sich da grundsätzliche Distanz des Journalismus zu den Parteien oder doch mehr Ärger über ihren jeweiligen Aktualzustand?

Dirks: Beides. Opponieren muß ich jedoch gegen den Ausdruck „Verachtung der Sozialdemokratie“. Ich habe immer in ihrer Nähe gestanden, von 1919 an, auch bei der Gründung der CDU. Ein bis heute nachwirkendes Unglück war für mich allerdings 1917 die Spaltung in die beiden Flügel der Arbeiterbewegung; ich mußte sie als zwei falsche Hälften einer Wahrheit betrachten, die nur als ganze wahr sein kann. Ich habe die linke Gruppe schärfer bekämpft als die rechte, die Sozialdemokratie. Doch beurteile ich sie kritisch, in „kritischer Solidarität“, wie man heute so schön sagt.

„Den menschlichen Staat kann man ‚essen‘, wie man menschliches Brot essen kann“

HK: Es haben aber Perioden starker Identifizierung mit der Sozialdemokratie gewechselt mit Perioden der Distanz ...

Dirks: Sicher, in der Reformperiode der Regierung Brandt und mit Heinemann habe ich mich stärker identifiziert als mit Schmidt oder gar dem rechten Flügel der Partei. Und mit der CDU identifiziere ich mich insofern auch, als sie außer den Stimmen des Mittelstandes und der Konservativen, außer der Sympathie des großen und mittleren Geldes doch auch die Stimmen vieler Christen hat. Ich halte zwar die Struktur einer christlichen oder christlich firmierenden Partei für gefährlich. Aber meine Nachbarn hier in Wittnau haben meine volle Sympathie: das sind ehrliche CDU-Leute; von ihnen aus halte ich eine kritische Solidarität auch mit dem Schicksal der CDU. Ich wünsche ihr das Beste: daß sie kräftig anders wird.

HK: Ist es nicht so, daß trotz Ihrer sozialistischen Überzeugungen und der kritischen Distanz zu den C-Parteien Ihr Grundanliegen eine christliche Politik oder besser eine Politik aus christlicher Verantwortung ist, die Sie in die Nähe auch marxistischen Gedankenguts bringt?

Dirks: Ja, aber da ist eine doppelte Erkenntnis festzuhalten. Über die Nichtchristen, mit denen ich politisch zu tun habe, kann ich nicht christlich verfügen; die Politik ist ein „weltlich Ding“, und ich muß in völliger Offenheit und

Fairneß die Nichtchristen im gemeinsamen gesellschaftlichen Engagement ernst nehmen. Zweitens ist zu bedenken, daß uns Christen kein kultureller oder politischer Erfolg versprochen worden ist, sondern sehr deutlich Mißerfolg, ja „Verfolgung“. Der Beitrag der Christen auch zur Politik wäre am besten mit dem Bild des Salzes und des Sauerteigs zu erfassen – wenn es richtig zugehe. (Die CDU ist weiß Gott kein Salz und kein Sauerteig in der deutschen Politik.) Man vergißt oft, daß Salz und Sauerteig eine produktive Beziehung zum Brot haben, zu dem auch Mehl und Wasser und andere Substanzen gehören. Salz und Sauerteig kann man nicht essen. Die „kleine Herde“ steht aber produktiv zur „Mehrheit“. Deshalb dürfen wir nicht von der Vorstellung einer christlichen Politik, einer christlichen Kultur, eines christlichen Staates ausgehen. Den menschlichen Staat kann man essen, wie man menschliches Brot essen kann – dazu scheint man das Salz und den Sauerteig zu brauchen, die veritablen Christen.

HK: Sie haben einmal gesagt, die „Grundpositionen“ Ihres Lebens seien die Ehe, der Sozialismus und die Eucharistie. Da Sie gerade im Bild von Brot gesprochen haben, sind wir wohl nicht weit von der Frage Eucharistie und Politik. Ist das nicht eine etwas ungewöhnliche Zusammenschau, Eucharistie und Sozialismus?

Dirks: Für mich ist dieser Zusammenhang wesentlich: Wenn ich von der Eucharistie zurückdenke ans Sakrament überhaupt, an das „Grundsakrament Kirche“ und an dessen Ausgang, das Ursakrament Jesus Christus (um Formulierungen aus dieser Zeitschrift aufzugreifen), dann heißt „Salz und Sauerteig“ auch Sakrament, als das spezifische christliche Geheimnis. Das Salz und der Sauerteig sind die Freunde und Jünger Jesu von Nazaret, die als Kommunität, als Kirche, seine Sache weitertragen durch die Geschichte bis zu dem bestimmten Ort, wo wir heute stehen. Das Bild „Salz und Sauerteig“ deutet dabei ihre Wirkungsweise an: die Christen sollen kritisch und produktiv, lebenspendend und hilfebietend wirken. Das Wort „Sakrament“ drückt darin die geistliche Dimension aus: die Kirche führt die Sache Jesu weiter, und das bedeutet, daß sie auch dann, wenn sie dieses Werk als Politik, als Liebeshilfe betreibt, sakramental handelt, in dem Geheimnis nämlich des Bundes Gottes mit dem Menschen. Wir müssen natürlich zunächst schlicht Solidarität akzeptieren, kräftig ja zu ihr sagen. Aber christlich relevanter ist es, zu bedenken, daß der andere existentiell dieser meiner Solidarität bedarf, genauso wie der Hungernde des Brotes bedarf. So bedarf er meiner Solidarität spezifisch christlich: in der Liebe bis hin zum Opfer. Und da entsteht dann doch ein Zusammenhang zwischen der Politik als Liebeshilfe und dem dauernden Vollzug des Sakramentes – in Christen, die nicht schizophoren sind.

HK: Sie haben weiter oben gesagt, Sie fühlen sich auf Kirche hin nicht als Außenseiter, und ich glaube, auch niemand in der Kirche wird Sie so einschätzen. Dennoch nehmen Sie eine sehr kritische Position gegenüber dem gerade in der Nachkriegszeit entwickelten Katholizismus ein. Hat sich diese Position gewandelt?

Dirks: Nein, sie hat nur ihren Aggregatzustand insofern verändert, als im höheren Alter mein Interesse am offiziellen Katholizismus abgenommen hat. Ich habe mich früher mit ihm herumgeschlagen, etwa mit dem Zentralkomitee. Aber jetzt, so scheint es mir, passieren die wichtigen Dinge ohnehin anderswo.

HK: Sie sagen, die wichtigen Dinge passieren anderswo. War das a) nicht immer schon so und b) wo passieren die Dinge wirklich?

Dirks: Das war immer schon so, da haben Sie sicher recht, nur das Zentralkomitee hat das, wie schon der Name sagt, nie so recht gewußt... Aber Sie haben gefragt, wo denn dann das Eigentliche passiert. Ich will Ihnen dazu eine formale Antwort geben und eine inhaltliche – indem ich von der privaten ganz absehe: es passiert in mir selbst als einem, der auf den Tod zugeht. Das Eigentliche geschieht, formal gesehen, in Kleinstgruppen, „Gruppen“, innerhalb der Pfarrgemeinden, auf der Universität, in allen anderen Strukturen der Gesellschaft – eben überall. Mir scheint, es ist ein Kennzeichen unserer Zeit, daß die Verständigung über das, was sein sollte, und vieles andere seinen Ort in der Gesprächsgruppe findet, nicht im großen total organisierten Verband und nicht in der Einsamkeit des einzelnen, sondern in der „Gruppe“ und – zweitens – in neu entstehenden Initiativen und „Bewegungen“.

„Die großen Strukturfragen sind kontinental... sie sind in ihrer Werthaftigkeit noch nicht entdeckt“

HK: Sie sehen sich also in Ihrem geschichtlich dynamischen Verständnis von Kirche gegenwärtig durch einen von unten wachsenden Katholizismus bestätigt?

Dirks: Ja, aber auch dieser könnte scheitern, wenn er nicht stärker zu einer wirklichen Bewegung wird. Europa z. B. scheint mir daran zu scheitern, daß es trotz viel Europapolitik keine europäische Bewegung mehr gibt. Ich sehe auch im deutschen Katholizismus im Augenblick nicht sehr viel Bewegung. – Das ist aber nur die formale Antwort. Die inhaltliche würde heißen: das Wichtige geschieht erstens an der Basis. Wo der einzelne und seine Gruppen, der einzelne und seine Strukturen, die Familien, die Ehen, die Ortsgemeinden, Gruppierungen in den Ortsgemeinden existieren, da passiert's; nicht in Rom, sondern in Wittnau passiert (– oder auch nicht... –), was passieren sollte. Eine andere relevante Dimension sind zweitens die großräumigen Bischofskonferenzen; die deutsche ist mir schon zu kleinräumig, und sie scheint mir zu sehr an das Schicksal der Provinz Bundesrepublik gekoppelt zu sein, sozusagen in einer Begrenzung ihrer Phantasie.

HK: Aber sie (und mit ihr der deutsche Katholizismus) strengt sich gegenwärtig ja an, um ihre Verantwortung weltweit wahrzunehmen, denken Sie nur an die Bemühungen um die Dritte Welt, durch Misereor usw.

Dirks: Sicher, in mancher Beziehung steht dieser Katholizismus gar nicht schlecht da, befindet sich partiell eher sogar an der Spitze seiner Möglichkeiten. Aber der Bezug auf die Dritte Welt ist bisher noch eine isolierte Vorstellung geblieben. Strukturpolitisch interessiert man sich noch nicht für die ganze Welt, sondern noch vor dem Nord-Süd-Gefälle für ein konservatives christliches Europa und für die Bundesrepublik von heute und morgen. Das ist zu wenig. Wir müssen uns darüber klar werden, daß für die großen Strukturen die Eine Welt zu groß ist und daß dafür die europäischen und die anderen Nationen viel zu klein geworden sind. Die großen Strukturfragen sind schwarzafrikanische Fragen, südamerikanische, nordamerikanische, sowjetrussische, europäische: kontinentale. Diese Dimension ist in ihrer Wertigkeit und in den ihr gemäßen Strukturen noch nicht entdeckt.

HK: Muß man da nicht gerade einem Katholizismus wie dem deutschen eine gewisse Zeit lassen? Er ist ja historisch eben erst einem Minderheitsstatus entwachsen und hat immer noch Schwierigkeiten, das Kleid der Minderheit abzulegen, auch wenn er zu einem Einfluß gelangt ist, der größer ist als alles, was ihn an eigener Infrastruktur trägt.

Dirks: Das ist zuzugeben. Auch haben wir ja ohnehin zu lernen, in welchen Fällen und welchen Positionen gegenüber man ungeduldig zu sein hat und welchen gegenüber geduldig. Ich stimme Ihnen sehr zu, gerade was die Volkskirche betrifft. Ich habe nicht das Recht, den geistigen Ort, an dem mein Nachbar steht, ruckartig zu verändern. Da bin ich sehr für Toleranz und für Geduld und für langsames Vorgehen. Was die Institutionen anbetrifft, so werde ich schon ein bißchen ungeduldiger. Sie verdienen nicht in demselben Maße psychologische Rücksicht.

HK: Sie meinen, sie agieren oder wandeln sich ohnehin langsam genug...

Dirks: Ja, und sie sollten von ihrem Anspruch her so sein, daß sie Stöße vertragen, und sie müssen so rasch sein, wie es gerade geht. Deshalb würde ich es für sehr nützlich halten, wenn sich auf der Ebene der kontinentalen Bischofskonferenzen rascher als bisher auf Grund der erklärten bischöflichen Kollegialität ein neues nachkonziliares Bewußtsein entwickeln würde. Ein europäisches Organ würde nicht so provinziell sein wie die deutsche Bischofskonferenz, und es hätte auch gegenüber Rom, dem verführerisch triumphalen Rom des demütigen Johannes Paul II., ein Wort zu sagen. (Ich füge rasch noch an, daß eine dritte Dimension, in der viel zu geschehen hätte, die Theologie ist.)

HK: Herr Dirks, Sie sehen prospektiv die Kirche in erster Linie als Kirche in kleinen Gruppen. Ist nicht gerade unter diesem Aspekt die Kirche in der Bundesrepublik, der deutsche Katholizismus, besonders arm? Arm an lebendigen Gruppen und arm an Bewegungen.

Dirks: Immerhin; das meiste, was geschieht, sieht man wohl nicht. Ein Stück Bewegung an der Basis gibt es im-

merhin im ökumenischen Bereich. Man erfährt wenig davon, weil die Aktivität örtlich gebunden ist, weil es oft sogar „nur“ Freundesgruppen sind, die als Protestanten und Katholiken zusammenleben oder -wirken. Aber hier ist immerhin ein Stück Christenheit, ein Stück Una Sancta, und zugleich ein Stück Bewegung. Mir scheint, daß beispielsweise in dieser Richtung, aber auch in anderer (alternative Lebensform, soziale Solidarität) viel Erfreuliches geschieht, in wachsendem Maße.

„Helft den Menschen in allen Völkern, einander zu lieben“

HK: Dieses „Wachsen“ könnte ja auch aussehen wie eine schlechte Zeitungsfusion, wo aus zwei eine und die eine dann im Grunde noch kleiner wird. Ist die ökumenische Bewegung als Zeichen eines vitaleren Christentums nicht selbst noch zu schwach?

Dirks: Sie ist noch zu schwach – nicht zuletzt auch, weil „oben“ zu sehr gebremst wird. Sie muß zu einer Bewegung werden, die feste kirchliche Strukturen durchbrechen und überwinden kann. Sie muß neue Tatsachen schaffen, an denen die Sachwalter verhärteter Strukturen nicht vorbeigehen können. Insofern ist die ökumenische Bewegung als Kern einer neuen christlichen Bewegung noch zu schwach. Sie muß sich mehr am christlichen Kern orientieren; sie darf nicht nur katholisch und evangelisch verbinden, sondern gemeinsam dann die Sache Jesu Christi selbst neu ins Werk setzen. Sie könnte ein Kern der Einen Kirche Jesu Christi werden – kann es denn eine andere als die Eine geben?

HK: Trauen Sie der Kirche, unserer Kirche und dem deutschen Protestantismus so viel Beweglichkeit zu, daß diese Bewegungen in sie hineinwachsen und umgekehrt die Kirchen in diese Bewegungen hineinwachsen können?

Dirks: Mit sehr viel Geduld. Wenn ich die Frage mit nein beantworten würde, wüßte ich nicht, ob ich mich aufhängen, in ein Trappistenkloster eintreten oder aus der Kirche austreten sollte. Es scheint mir jedenfalls so zu sein, daß da eine Epoche zu Ende geht, die Epoche der christlichen Kulturprovinzen, der „abendländischen“ Kultur und Kulturen, der germanisch-christlichen, der slawisch-polnischen Volkskultur. – Stilbegriffe sind wie der Kulturbegriff als Handlungshilfe nicht mehr verwendbar. Was zu tun ist, muß unmittelbarer ermittelt werden.

HK: Aber die jeweiligen kulturellen Eigenelemente sind weiterhin durchaus kräftig am Werk, bleiben zäh.

Dirks: Sollten sie auch. Das geschichtliche Weltbild, das ich hier vertrete, hat durchaus zwei Dimensionen, die der Zukunft, in der sich vom Evangelium und von anderen Positionen her vieles ändern soll; gleichzeitig aber kenne ich konservativ die Härte des Bestehenden und erkenne sie an, des Chromosomen- und Genbestandes, die Zähigkeit der Sozialstruktur. Man darf nichts überspringen, was als Realität erkannt worden ist. Aber da überlege ich

mir ein entscheidendes Wort der Schrift: Geht in alle Welt und lehret alle Völker, lehret sie alles halten...: Weil da das Wort „lehret“ steht, haben wir wohl zu oft an „Lehre“ gedacht, aber da steht nicht: lehret sie eine Lehre, sondern: lehret sie alles „halten“, nämlich die Gebote, und was die Gebote betrifft, so ist unzählige Mal gesagt, daß das Grundgebot die Liebe ist. Also heißt diese Sendungsbotschaft in Wirklichkeit: helft den Menschen in allen Völkern, einander zu lieben. Das aber ist im Vollsinn überhaupt heute erst möglich. Wir sind in einer ganz neuen Situation. Wenn das Christentum nicht heute anfängt, im großen Stil wirksam zu sein, ist nicht viel gewesen. Es sind gewesen einige Sackgassen, die man zum Teil sehr lieben kann, die sich hinterher aber eben doch als – vielleicht großartige – Sackgassen erwiesen haben.

HK: Aber entspricht es nicht der eschatologischen Situation des Christentums, immer in Sackgassen zu geraten?

Dirks: Sicher, aber was ich meine, ist der Übergang von allzu provinziellen Sackgassen in die große Sackgasse Menschheit: die negative Alternative einer positiven Möglichkeit. Diese aber wird erst jetzt als solche real. Die Frage war so früher nicht gestellt. Das ist immerhin ein Qualitätssprung – vielleicht enthält er eine Chance. Mit der Theologie der Befreiung Südamerikas fangen die Umdenkungsprozesse schon an. Und es könnte sein, daß durchaus etwas Ähnliches passiert, im Kirchenvolk und in der Theologie aller Kontinente – etwas Ähnliches auch wie das, was bereits in Rom passiert ist, als plötzlich Bischöfe und Theologen aus Fulda und Essen und Köln und Freiburg in einem ganz neuen Wirkzusammenhang berufen worden sind. Da taten sich neue Möglichkeiten auf.

HK: Ist so etwas auch für das heutige Europa denkbar...

Dirks: Ich erhoffe mir das, wenn die italienische Provinz, die bundesrepublikanische, die französische aufgebrochen sein wird. Die haben ja alle ihre eigenen Laster. Frankreich leidet an Gallizismen, Italien ist viel zu italienisch, und die Bundesrepublik ist so verteufelt bundesrepublikanisch. Hier könnte einiges in Bewegung kommen, wenn die Bevölkerungen kooperierten, nicht die Manager in Straßburg und in Brüssel; wenn Bewegungen entstünden, wenn beispielsweise Arbeiter und Christen einander besuchten an der Basis. Dann könnte etwas Neues entstehen, was wir uns im einzelnen nicht vorstellen können. Und das könnte auch in einer Christenheit geschehen, die kapiert hat, daß sie Salz und Sauerteig und eben dadurch Sakrament zu sein hat, damit die Menschheit überleben kann und damit die Menschheit in Strukturen überleben kann, die – jetzt bin ich aber ganz nüchtern und bescheiden – nicht absolut „gerecht“ sein werden, keineswegs völlig solidarisch, aber die wir einander werden zumuten können.

HK: Wenn nicht alles täuscht, dann gibt es gerade in den letzten Jahren trotz der eben beschriebenen dynamischen Zukunftsperspektive so etwas wie eine neue skeptische Nachdenklichkeit bei Ihnen. Man hört zweifelnde Formulierungen wie „Sozialist, soweit man das heute sein kann“, „Katholik, soweit man das heute sein kann“,

„Gott, wenn es ihn gibt“. Nimmt die Skepsis zu? Und steckt da auch die grundlegende Frage nach der Zukunft des Glaubens mit drin?

Dirks: Ich kann Ihre allerletzte Frage nicht recht beantworten, weil sie von der individuellen überdeckt ist. Ich höre das Wort Nachdenklichkeit gern, weil ich es als Kontrast zu der Altersweisheit empfinde, die man offenbar von einem alten Mann erwartet. Die sollte zwar nach Möglichkeit auch da sein; auch Altersgeduld sollte da sein. Es sollte aber auch Altersungeduld da sein. Es sollte auch ein spezifischer Zorn der alten Männer da sein, der aus der Länge ihrer Erfahrungen kommt. Und da ist mir der Hinweis auf eine verstärkte Alters-Nachdenklichkeit sympathisch. Dazu bekenne ich mich. Wieweit das nun für uns alle gilt, das weiß ich nicht. Ich möchte meinen jungen Freunden in Frankfurt und anderswo, mit denen ich zusammenarbeite, eher zuraten: erstrebt nicht „skeptische Nachdenklichkeit“, sondern greift die Dinge zunächst einmal kräftig an...

„Das Übersittliche des Reiches Gottes trennt uns vom nur Sittlichen“

HK: Ich hätte das eher so verstanden, daß Sie sagen: Wir sind in einer Situation, wo man sich der grundlegenden Elemente des Glaubens neu versichern muß, und: daß wir eigentlich gar nicht in die Gesellschaft als ganze hineinschauen können und nicht sicher sind, ob diese Elemente noch einmal so richtig zum Tragen kommen.

Dirks: Das ist ganz richtig, und das habe ich auch gemeint, als ich vorhin sagte, eine der Antworten auf die Frage, wo das passieren sollte, sei die Theologie, die Reflexion nämlich über unseren Glauben. Wir sind unsicher, weil da so vieles im Wandel ist und Umformulierungen notwendig werden und mehr als nur Formulierungen, nicht zuletzt von der Sprachtheorie und der Kommunikationstheorie her, auch vom Neodarwinismus her. Wer wirklich ein Zeitgenosse sein will, muß sich auf solche denkerischen Möglichkeiten der Zeit einlassen, aber auch auf alle anderen Erscheinungen der Gottesferne.

HK: Sind da in erster Linie nur geschichtliche Überprüfungen des eigenen Erbes notwendig, oder geht es nicht vielmehr um die Frage, wieweit die Wirklichkeit, wie wir sie heute leben, in ihren technischen und rationalen Strukturen, überhaupt noch theologisch ausgesagt werden kann? Wieweit ist diese Welt und ihr Kulturzustand überhaupt als Welt des Schöpfers, als gottgestiftete Welt aussagbar?

Dirks: Die Frage ist berechtigt. Wenn mein Glaubensvertrauen zu schwinden droht, ist es wohl mehr noch als der Theodizee-Zweifel dieser Riß, auf den Sie anspielen – auch die Unsicherheit, ob man diese unsere Welt verloren geben oder aber Gott selbst als „Tod“, als Illusion aufgeben muß. Für meine Person versuche ich dann, wenigstens auf Gott „zu setzen“, in der bewußten Hoffnung,

der Dank für Stücke von Sinn, für Teile von Kosmos, Inseln oder kleine Eilande des Glücks werde neues Vertrauen schenken. Auch wird uns wohl die Liebe zur offenbar bedürftigsten, seelisch und geistig bedürftigsten Menschheit, von der wir selber nicht ausgeschlossen sind, dazu drängen, ja zwingen, theologisch und existentiell – ich lasse Dich nicht, Du segnetest mich denn – mehr zu wagen, um in neuer Sprache doch auszusagen, was offenbar unsagbar geworden ist. Sonntags in der Kirche dagegen halte ich mich an die Solidarität mit denen, die ich mir gern als „einfältig“ vorstelle: an die Kinder, an gewisse alte Leute. Sonntags im Gottesdienst, beim Brot und beim Wort, kommt überhaupt manches ins Lot.

HK: Sehen Sie auch Entwicklungen im Profanen, die als Hilfe eines hoffenden Glaubens in Rechnung zu stellen sind?

Dirks: Ich glaube schon, ich entdecke z. B. in unserer Gegenwart ein sehr respektables Maß von Moral, die ich im Handstreich definieren möchte als Verbindung von Zuneigung und Anstrengung. Allerdings wachsen die Probleme offenbar rascher als die Einsicht und die ihr entsprechende Moral. Deshalb wächst uns alles über den Kopf, auch über den Glauben. Aber erscheint uns die Entfremdung objektiv, mindestens jedoch auf Grund unserer leidgeprüften besseren Erkenntnis im Vergleich zu früher ungeheuerlich, so stellen wir doch zugleich ein Mehr an Moralität fest, von den Eltern bis sogar zu den Politikern. Ich glaube jedenfalls, daß sie heute moralischer sind als die Politiker von 1840, durch mehr Zuwendung und mehr Anstrengung.

HK: Politiker werden durch die Demokratie moralisiert, aber auch verführt... Wenn hier eine neue Moralität nachwächst, wird es eine rein humanistische, innerweltliche Moral sein, oder öffnet sie sich auch neu in die Gottesfrage hinein?

Dirks: Es gibt beides. Wir sind beim Thema „anonymes Christentum“. Es gibt ein Wort Jesu: Wer nicht wider uns ist, ist für uns. Das gilt natürlich nicht für die Ausbeuter und Schmarotzer: sie sind ja „wider uns“. Und wenn es auch nicht für die humanistischen Ideologen gilt, so doch für die realen Humanisten, die sich ernstlich am konkreten Menschen orientieren. (Mir stehen die ehrlichen Agnostiker am nächsten.) Die sind oft solidarischer als die Christen. Ich sehe in der Sache keinen Gegensatz zwischen einer solchen humanistischen Aktion und dem Handeln der gläubigen Christen. – Allerdings vergißt die Verkündigung der Kirche oft über einer geschlossenen „christlichen Moral“ den spezifischen Unterschied, der durch die Bergpredigt gesetzt wird: etwa auch die andere Wange hinzuhalten, wenn die eine geschlagen wird. Dieses „Übersittliche“ des Reiches Gottes trennt uns von dem nur Sittlichen, es muß schärfer vom Sittlichen unterschieden werden. Die „Moral“ des Reiches Gottes reißt uns ganz anders aus unserem Status quo heraus als die solidarische Moral. Aber beide vertragen sich, und ich kann mit Menschen kooperieren, die „nur“ solidarisch sind.

„Wenn das Vertrauen zu Gott wegrutscht, rutscht das Vertrauen in die Welt mit“

HK: Sie haben in unserem ganzen Gespräch das Prinzip Liebe als Kraft des Zusammenlebens und als gestaltende Kraft der profanen Welt herausgestellt. Ist für Sie aber ein anderes Prinzip nicht noch entscheidender? Man kann immer wieder lesen: Vertrauen sei das Grundlegende, das Glaube, Hoffnung und Liebe zusammenhält...

Dirks: Ist da ein Gegensatz?

HK: Nicht ein Gegensatz, aber erstens eine besondere Kennzeichnung des Glaubens, in dem ein starkes Element von Fiduzialglauben drin ist. Zweitens gehört dazu, wenn es theologisch auch wirksam werden soll, ein starkes Vertrauen in die Welt. Ist das Zutrauen zum „Vater“ und das Vertrauen in die Welt als Werk des Vaters nicht der eigentliche Kern Ihrer, wenn ich so sagen darf, persönlichen Orthodoxie wie Orthopraxis?

Dirks: Das kann ich durchaus bestätigen. In meiner Erfahrung hängt mein Urvertrauen in die Welt mit dem Vertrauen nicht in den „Vater“, sondern in „Gott“ eng zusammen: wenn das Vertrauen in Gott wegrutscht, rutscht das Vertrauen in die Welt mit. Und umgekehrt. Diese beiden Vertrauensrichtungen sind in mir untrennbar: das Vertrauen, daß die Welt verlässlich ist, nicht eine Sinnestäuschung, nicht ein Teufelswerk, nicht etwas Absurdes, daß sie als Welt sogar „sinnvoll“ ist – und das Vertrauen auf Gott. Ich bin jedesmal dankbar und sogar froh, wenn ich im Zustand des doppelten Vertrauens bin, allein schon deshalb, weil ich die Erfahrung gemacht habe, daß die Zustände der Produktivität und der Kooperationsfähigkeit daran geknüpft sind.

HK: Ein im Grunde doch ungetrübtes Welt- und Gottesbild also?

Dirks: Nein, denn mein Vertrauen auf Gott ist gefährdet am meisten, weil ich mit dem Theodizee-Problem, mit dem Problem des Bösen, des Leidens der Opfer vor allem, nur schwer, im Grunde eigentlich nur durch eine Reflexion auf die Zukunft fertig werde, im Blick auf einen „besseren“ Ausgang der „Profan-Geschichte“ und einen endgültigen eschatologischen Ausgang. Aber im Grunde werde ich damit überhaupt nicht fertig; hier ist ein Loch in meinem theologischen Weltbild – das Loch, das auch Hiob verschlingen wollte. Deshalb ist mein Zugang zum „Vater“ nicht der über das Urvertrauen, sondern über Jesus Christus und also auch über den Umgang mit der Trinität. Nur in ihr entdeckte ich dann den Vater, der mir als Schöpfer so problematisch geworden ist.

HK: Über die Trinität sozusagen als soziale Tiefendimension Gottes?

Dirks: Nein – ins Innenleben der Trinität sollten wir uns nicht einmischen. Aber ein unitarischer Gott wäre für mich schlicht der Ferne und der Unzugängliche, dem ich völlig hilflos gegenüberstünde; selbst zu der Frage: existiert er oder existiert er nicht?, hätte ich dann nichts zu sagen. Erst indem er uns – trinitarisch – ein winziges (dreifaltiges) Teilchen seiner unfassbaren Existenz preisgibt, wird er mir zugänglich. Er ist „leichter“ zugänglich in der Trinität als Vater (und/oder Mutter...), als Bruder und als Geist, der in mir und den Brüdern wirkt. Ich weiß, daß das sehr nahe an der Ketzerei der Modalisten liegt, und ich weiß auch, daß Kardinal Höffner den in diesem Punkt ähnlich denkenden Professor Küng getadelt hat, weil der nur von den „Funktionen“ des Gottessohnes spreche. Aber es ist, wenn ich recht sehe, nicht autonomer Hochmut, sondern ein demütiger Realismus, wenn wir die Trinität vom Menschen aus zu verstehen suchen. Göttliche Gedanken kann ich nicht denken; ich muß den Zugang zu einem „verstehbaren“ Gott vom Menschen und vor allem von meiner eigenen Erfahrung her suchen.

Reportage

Sind wir auf dem Wege zu einer Gesellschaft von Süchtigen?

Ein Überblick über Tendenzen und Entwicklungen auf der gegenwärtigen Drogenszene

Über besorgniserregende Entwicklungen im Bereich der Drogenabhängigkeit wird zwar viel geklagt und fast nicht weniger geschrieben, dennoch fehlt es vielfach an einer realistischen Einschätzung des Problems. Und über den Bereich derer, die mit der Betreuung und Therapie

von Drogenabhängigen befaßt sind, hinaus fehlt es oft auch an zuverlässiger Information. Wir haben Bernhard Schmidtbreich (Leiter des Referates Gefährdetenhilfe im Deutschen Caritasverband) und Berndt-Georg Thamm (Leiter des Referates Drogenberatung und -therapie beim